Laudatio zu Melara Mvogdobo «Grossmütter» (Transit Verlag)

Es ist mir eine grosse Ehre, Ihnen ein Werk vorzustellen, das nicht nur erzählt – sondern in jeder Zeile spüren lässt, wie aus Sprache Widerstand wird.
Ein Werk, das die Sprachlosigkeit vorangegangener Generationen mit literarischer Präzision durchbricht.

Ich spreche von *Grossmütter*, dem zweiten Roman von Melara Mvogdobo.

Dieses Buch ist schmal und radikal. Radikal nicht durch Lautstärke oder Länge, sondern durch die Entscheidung, alles Unnötige wegzulassen. Kein überflüssiges Wort, keine dekorativen Bilder, kein erklärender Ton.

Und genau dadurch ist dieser Text so gewaltig. Weil das Schweigen, das Verzweifeln, das Wüten und das Widerstehen nicht erzählt, sondern gespürt wird.

Die Sprache ist von Anfang an kraftvoll, lakonisch, konzentriert, fragmentarisch - fast schon stoisch.

Für mich als Neuengadinerin: Frasas sco capricorns – Sätze, die stehen wie Steinböcke! Kein Schmuck. Kein Pathos. Und gerade dadurch öffnet sich ein Raum, in dem sich die Ohnmacht, aber auch die Kraft und das Trotzige der beiden Protagonistinnen ungefiltert entfalten können.

Zum Inhalt: Zwei Grossmütter erinnern sich in inneren Monologen an ihr Leben: Die eine lebt ein entbehrungsreiches Leben auf einem Bauernhof in der Schweiz, die andere in Kamerun, gefangen in einem traditionellen Familiensystem, das sie als Frau unsichtbar macht. Beide leben ein Leben im Schatten – und doch tragen sie in sich eine stille Form des Aufbegehrens. Keine Rebellion mit lauten Gesten – sondern eine leise, unnachgiebige Weigerung, sich auf Dauer unterdrücken zu lassen.

Mvogdobos Sprache folgt diesen Frauen in ihrer Erfahrung von Enge – aber sie tut es ohne Mitleid, ohne Kommentar. Und sie verlangt dasselbe auch von uns, den Lesenden: Zuhören, Aushalten, Ertragen. Diese literarische Sprache fordert – und das macht sie so kraftvoll.

«Aber lass dir gesagt sein, hinter jedem Lachen wartet ein Ozean von Tränen.»
«Es geht um die Fröhlichkeit, die mich alles Schwere für einen ganzen Tag vergessen lässt.»

Sätze wie diese hallen nach. Es sind keine Beschreibungen, sondern Verdichtungen von Gefühlen, Zuständen, die über Jahrzehnte gewachsen sind. Sie stehen isoliert, oft auf einer einzelnen Seite, und wirken dadurch wie Gedichte – nicht gereimt, aber rhythmisch verdichtet. Ein Text – fast Strophen, mit bewusst gesetzten Zäsuren zwischen den Stimmen, zwischen den Welten.

Die Schriftfarben unterstützen das: In *Grossmütter* wird zwischen zwei Typografien unterschieden – schwarz und rostrot. Eine visuelle Entscheidung, die auf eindrückliche Weise zeigt, dass es hier nicht um einen klassischen Dialog geht, sondern um das Nebeneinander zweier Welten, die sich ähneln, ohne sich zu berühren. Der Text selbst bleibt dabei elliptisch – die Verbindungen müssen wir herstellen.

Das ist die literarisch herausragende Leistung dieses Buches: Es erzählt nicht über die Frauen, sondern mit ihnen. Ihre Sprachlosigkeit wird nicht umschrieben – sie wird formal sichtbar gemacht. Wenn etwa ganze

Passagen nur aus kurzen Hauptsätzen bestehen oder wenn durch die Abwesenheit von Adjektiven eine Kälte entsteht, die eben nicht gefühllos ist, sondern das Gefühl der Abgestumpftheit spiegelt.

Doch dann – ganz allmählich – wandelt sich der Ton. Aus Sprachlosigkeit wird Sprache. Aus Ohnmacht entsteht Widerstand. Es sind keine heroischen Taten, keine dramatischen Wendungen – aber es ist der Beginn eines inneren Neins. Ein stilles, aber endgültiges Nein. Dieser Wandel zeigt sich auch sprachlich: Der Rhythmus wird flüssiger, einige Passagen länger, die Sätze offener. Das Schweigen beginnt zu sprechen – und wir dürfen zuhören.

Melara Mvogdobo, im Namen der gesamten Jury gratuliere ich ganz herzlich zur Nomination für den Schweizer Buchpreis 2025.

Simone Nuber, November 2025